



Gestrandet zwischen dunklen Erinnerungen:
Tassos Apostolou (Blaubart), Violetta Lousta
(Judith) und Statistin in «Herzog Blaubarts Burg»
© Theater/Andreas Simopoulos

MEDITERRANE IMPULSE

Die Griechische Nationaloper strebt mit Macht, einer klugen Mischung aus Kernrepertoire und modernen Formaten sowie dem Geist von Maria Callas an die internationale Spitze



VON MICHAEL STALLKNECHT

Wenn jetzt ein Erdbeben käme, man wäre an einem sicheren Ort im dichtbesiedeltesten Ballungsraum Griechenlands. Das Kulturzentrum der Stavros-Niarchos-Stiftung ist mit Isolatoren vom periodisch zitternden Untergrund getrennt. Auch an sanftere Formen der Nachhaltigkeit hat der italienische Stararchitekt Renzo Piano gedacht: Im mehr als zwanzig Hektar großen Park werden die Olivenbäume und mediterranen Kräuter mit Regenwasser bewässert, für den Strom sorgt über das Solardach die griechische Sonne.

Aber drinnen in der Griechischen Nationaloper regnet es erstmal, zu Beginn von Bartóks Einakter «Herzog Blaubarts Burg». Das Bühnenbild von Leslie Travers sieht aus wie eine gigantische schwarze Welle, die schon einiges mit sich gerissen hat, Betten, Türen, Schminktische. Blaubart und seiner neuen Frau Judith bleibt darin nur ein kleines bürgerliches Zimmer, bevor auch

sie die Psychodynamik hinaustreibt auf die Welle. Das Verschwinden des Zimmers hinterlässt ein schwarzes Loch – die Gruft für Blaubarts frühere Frauen von jedem Alter und Aussehen. Ein Greis und ein marschierendes Kind könnten sein Vater und sein Sohn sein, aber auch Alter Egos. Der griechische Regisseur Themelis Glynatsis schafft ein surrealistisches Rätselspiel, das nicht immer entschlüsselbar, aber atmosphärisch schlüssig ist. Zumal man danach mit handfester Komik belohnt wird. Als zweiter Teil des Doppelabends steht Giacomo Puccinis «Gianni Schicchi» auf dem Programm, in einer Inszenierung von John Fulljames. Entstanden ist sie bereits 2007 für das Olympia-Theater, in dem die Nationaloper bis zum Umzug im Jahr 2017 ihren Sitz hatte.

Das gemeinsame Uraufführungsjahr der beiden Stücke – 1918 – habe ihn zu der ungewöhnlichen Kopplung bewogen, sagt Giorgos Koumendakis, seit der Eröffnung des spektakulären Neubaus Künstlerische Leiter der Nationaloper. Die Musik mindestens der frühen Moderne soll auch auf der Hauptbühne eine größere Rolle spielen, Puccinis Einakter aus dessen «Trittico» könnte also auch eine Sicherheitsmaßnahme sein. Schließlich muss Koumendakis nun fünfzehn bis zwanzig Mal im Monat 1400 Plätze füllen. Das alte Olympia-Theater war kleiner, außerdem mitten in Athen gelegen. Inzwischen sind dort mit dem «Städtischen Musiktheater Maria Callas» Chor und Orchester der Stadt Athen eingezogen. Zum gemeinsamen neuen Gebäude von Nationaloper und Nationalbibliothek muss man dagegen etwas hinausfahren – ans Meer, nach Kallithea. Die schon zur Eröffnung geplante U-Bahn-Station gibt es dort noch immer nicht. Griechenland bleibt ein Land, das sich von der Staatsschuldenkrise, die spätestens 2015 auch eine Eurokrise wurde, nur langsam erholt. Dass die Stavros-Niarchos-Stiftung mitten in der Krise für 600 Millionen Euro einen Neubau für Oper und Bibliothek hinstellte, hätte sich auch als Danaergeschenk an den griechischen Staat entpuppen können.

Doch die Vorstellungen seien alle ausverkauft, sagt Koumendakis – was der Augenschein im Großen und Ganzen bestätigt. Dass das Publikum nach den besonders harten griechischen Lockdowns bereits vollständig zurückgekehrt ist, schreibt der Künstlerische Leiter dem «mediterranen Impuls» zu: «Wir Griechen können nicht zu Hause sitzen.» Der Staat ist nicht nur für die ökonomischen Schäden der Coronamaßnahmen aufgekommen, sondern hat auch die Subventionen sukzessive auf 17 Millionen Euro pro Jahr erhöht. Hinzu kommen Mittel aus einem Hilfsprogramm der EU. Und die Stiftung des 1996 gestorbenen Reeders Stavros Niarchos, die sich eigentlich aus dem fertigen Bau zurückziehen wollte, legte 2019 noch mal 20 Millionen Euro für den Betrieb drauf, vor allem zur «Verbesserung der Reichweite». Im Lockdown hat man denn auch ein eigenes Streamingportal ins Leben gerufen, das nicht nur Vorstellungen aus Oper und Ballett abfilmt, sondern für das eigene filmische Formate entwickelt werden.

Die aufsehenerregende Überwältigungsarchitektur von Renzo Piano hat man als Auftrag verstanden, auch auf der Bühne den Anschluss an den internationalen Opernbetrieb zu suchen. Inzwischen koproduziert die Griechische Nationaloper unter anderem mit der New Yorker Met, der Pariser Opéra-Comique, dem Festspielhaus Baden-Baden, Brüssels La Monnaie und bald dem Festival d'Aix-en-Provence, auch wenn das Recht der ersten Nacht nach wie vor selten nach Griechenland geht. So war Katie Mitchells für Covent Garden erarbeitete Inszenierung von «Lucia di Lammermoor» auch hier zu sehen, ebenso Barrie Koskys vielgereiste «Zauberflöte» von der Komischen Oper Berlin. Die neue Internationalität, davon ist Koumendakis überzeugt, habe das Standing der Griechischen Nationaloper auch nach innen verbessert: «Staatlicherseits bemerkt man die neue Qualität und die wachsende Außenwirkung innerhalb und außerhalb des Landes.» Auch internationale Gaststars finden den Weg nach Athen beziehungsweise Kallithea. So gibt beim Besuch im März Anita Rachvelishvili ihr etwas verspätetes Debüt in einer Kernpartie des Mezzosopran-Repertoires: als Charlotte in Jules Massenets «Werther». Als Plattform dient die letzte Inszenierung des prägenden griechischen Regisseurs Spyros A. Evangelatos von 2014, die im Einheitsbüh-



Rot bleibt eine gefährliche Farbe:
 Francesco Demuro (Werther)
 und Anita Rachvelishvili
 (Charlotte) in «Werther»
 © Theater/Valeria Isaeva

nenbild von George Patsas zeitlos modern bleibt. Bereits 2018 war Rachvelishvili in Bizets «Carmen» im Odeon des Herodes Atticus aufgetreten, wo die Nationaloper traditionell den Freiluftsommer vor antiker Kulisse bringt. Als Charlotte vertraut sie nun ganz auf die große Geste und den cremigen Fluss ihres Mezzos, lässt zunehmend die Expansionsfähigkeit der Stimme spielen. Der italienische Tenor Francesco Demuro klingt als Werther eher hell, durchschlagskräftig, aber mit schönen Schwelltönen. Das Publikum, man merkt es am Zwischenapplaus, mag große und runde Stimmen.

Dabei wäre es eine unsinnige Strategie, ausschließlich auf den internationalen Markt zu spielen. Gegründet wurde die Nationaloper erst 1939, im gegenwärtigen Griechenland ist sie das einzige Haus mit festem Solistenensemble. Damit fällt ihr auch die Aufgabe zu, Publikum aus dem ganzen Land anzuziehen und dessen Nachwuchs zu fördern. Dass eine rein griechische Besetzung mit den Gaststars mithalten kann, ist im Doppelabend bei «Herzog Blaubarts Burg» und «Gianni Schicchi» zu hören. Mit Tassos Apostolou und Dionysios Sourbis sind die beiden Titelpartien aus dem Hausensemble besetzt. Auch bei ihnen fällt der Zugang markig aus, die Stimmen ruhen auf solidem Tiefenfundament. Apostolou, der bemerkenswerterweise ebenso als Schauspieler in Sprechtheater und Kino tätig ist, weiß zudem die Zwischentöne in Blaubarts Einsamkeit zu finden. Violetta Lousta ist ihm als Judith eine stolz fordernde Partnerin, weich im Ansatz, aber mit satten Spitzentönen. Als Gianni Schicchi gibt Dionysios Sourbis sympathisch und handfest den schlauen Bauern, die vielen Nebenrollen wissen sich ihren sängerischen Starmoment zu nehmen.

Das Dirigat von Vassilis Christopoulos lässt ihnen den Raum dafür. Bei Bartók setzt er nicht auf expressionistische Härte, sondern zeichnet die Musik in weichen Linien, fächert das Klangbild fast genießerisch auf. Den Fluss verliert er dennoch nicht. Entsprechend erzählerisch geht er «Gianni Schicchi» an, kostet den Humor und die moderne Komplexität von Puccinis Instrumentalsatz aus. Dabei kann sich Christopoulos, der im Herbst neuer Chefdirigent der Oper Graz wird, auf das präzise Nationalopernorchester ebenso verlassen wie auf die Akustik, die die Klänge aus dem Graben brillant ausleuchtet (womit sie für kleinere Stimmen allerdings nicht ungefährlich ist).

Mindestens einmal im Jahr räumt Giorgos Koumendakis auch die große Bühne für ein griechisches, vorzugsweise zeitgenössisches Werk frei. Schließ-

lich ist er selbst von Haus aus Komponist, seine Oper «Die Mörderin» – nach dem gleichnamigen Roman von Alexandros Papadiamantis – wurde zuletzt 2021 wiederaufgenommen. In den vergangenen sechs Jahren, sagt er, habe man einhundert Kompositionsaufträge vergeben. Wobei die entscheidende Rolle die Alternative Bühne mit ihren vierhundert Plätzen spielt, die mit Alexandros Efklidis einen eigenen Leiter hat. Hier werden konsequent experimentellere Bühnenästhetiken erkundet, nicht-klassische Musikformen eingebunden und zeitgenössische politische Themen aufgegriffen. So vermengte im vergangenen November Kharálampos Goyós in «Der Tod des Antonius» Inhalte der japanischen Anime-Serie «Candy Candy» mit Texten des Philosophen Slavoj Žižek. Themelis Glynatsis, Regisseur des «Blaubart», entwickelte im Rahmen der Jugendinitiative «Co-OPERative» einen Musiktheaterabend mit Athener Jugendlichen und minderjährigen Flüchtlingen. Auf den griechischen Film «Strella» über Transmenschchen rekurrierte im Februar die gleichnamige Kammeroper von Michalis Paraskakis, indem sie zugleich den Mythos von Ödipus überschrieb. Wie auf der Alternativen Bühne überhaupt griechische Stoffe und Themen eine große Rolle spielen. So ist in Konzerten immer wieder Musik des vor eineinhalb Jahren in Athen verstorbenen Mikis Theodorakis zu hören und widmete sich ein Liederabend im April dem «griechischen Schubert», also den Liedern dieses Komponisten auf antike Sujets.

Momentan aber laufen vor allem die Vorbereitungen für den 100. Geburtstag einer der größten griechischen Künstlerinnen überhaupt. 1940 hatte Maria Callas ihren ersten Vertrag als Choristin an der gerade mal ein Jahr alten Nationaloper unterschrieben, sang bald darauf schon große Rollen wie Tosca, Leonore in «Fidelio», aber auch in Manolis Kalomiris' Oper «Der Werkmeister» nach der gleichnamigen Tragödie von Nikos Kazantzakis. Zum Geburtstag im Dezember wird die Nationalbibliothek im selben Gebäude eine große Ausstellung präsentieren, die Oper bereitet eine filmische Dokumentation mit Zeitzeugen vor und zeigt Luigi Cherubinis «Medea», die Callas 1961 mit dem Ensemble der Nationaloper im antiken Theater von Epidauros gesungen hat. «Unsere Geschichte beginnt gemeinsam mit ihrer», sagt Koumendakis, in gewissem Sinne sei sie «die Basis unserer Existenz als Nationaloper». Schließlich hat die Callas erreicht, was auch die neu aufgestellte Nationaloper will: von Griechenland aus die internationale Opernwelt erobern. —